

In: FAU-MAT (Hg) (2006): Gender und Arbeit. Geschlechterverhältnisse im Kapitalismus, S. 11-32.

Tanja Carstensen & Melanie Groß

Feminismen: Strömungen, Widersprüche und Herausforderungen

Einleitung

Feminismus und Feministische Theorie sind im Singular nicht zu haben. Seit den Anfängen des universitären Feminismus in den 1970er Jahren haben sich verschiedene Perspektiven und Schwerpunkte entwickelt. In diesem Artikel versuchen wir, dieses komplexe Gebilde an Feminismen und feministischen Theorien vorzustellen und ihre jeweiligen Stärken und Schwächen aufzuzeigen, um die Beiträge und Erkenntnisse der unterschiedlichen Ansätze zu würdigen. Die Auswahl, die wir treffen, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll einige wichtige Linien widerspiegeln. Der Schwerpunkt liegt auf der sozialwissenschaftlichen gesellschaftskritischen Debatte im deutschen Sprachraum.

Feministische Theoriebildung im Kontext der Neuen Frauenbewegung

Ende der 1960er begannen an den deutschen Universitäten Studentenproteste, die sich unter anderem aus der Kritik am Vietnamkrieg, an der Politik der Großen Koalition, am Wettrüsten im Kontext des Kalten Kriegs, an der fehlenden Auseinandersetzung mit den Verbrechen des deutschen Faschismus sowie an dem gesellschaftlichen Werte- und Normengefüge z.B. in Bezug auf Sexualität und Erziehung entwickelte. Allerdings zeigte sich bald, dass diese Bewegung, die sich als Befreiungs- und Emanzipationsbewegung für alle Menschen bzw. die ganze Gesellschaft verstand, blinde Flecken besaß. Die Studentenbewegung war in weiten Teilen eine Bewegung männlicher Studenten; viele Studentinnen sahen ihre Interessen dort nur bedingt vertreten. Sie kritisierten die männlichen Studenten für deren ‚patriarchales Gehabe‘ und begannen sich zunehmend in eigenen Gruppen zu organisieren, in denen sie sich mit ihrer Identität und Geschichte auseinandersetzten.¹ Die dabei entstehende Bewegung nannte sich die Neue oder die Zweite Frauenbewegung. Damit verwies sie auf die Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts und machte sie sichtbar, denn weder in den Schulen noch in den Universitäten waren deren Kämpfe bis dahin thematisiert worden. Die Neue Frauenbewegung bestand im Kern zunächst aus Selbsterfahrungsgruppen und Kampagnen; zudem entstand eine Vielzahl autobiographischer Romane.² Zentrale Themen waren u.a. der Paragraph 218, die Erfahrungen mit patriarchaler Gewalt und Unterdrückung, Sexualität und die geschlechtliche Arbeitsteilung in bezahlte Erwerbsarbeit und unbezahlte Haus- und Sorgearbeit.

Ab Mitte der 1970er Jahre entstanden in diesem Kontext auch die ersten Ansätze feministischer Theorien. So wie die Frauenbewegung sich aus der Kritik an und der Abgrenzung von der Studentenbewegung gründete, so verstand sich die nun entstehende feministische Wissenschaft als Korrektiv und als Gegenbewegung zur herrschenden, androzentrisch geprägten Wissenschaft (vgl. Treibel 1994: 68). Insbesondere Historikerinnen und Sozialwissenschaftlerinnen begannen nun damit, die ausgeblendeten Themen ihrer Disziplinen zu erforschen und

¹ Dass aus der Kritik an Ausschlüssen, die von politischen Bewegungen produziert werden, neue Bewegungen entstehen können, ist kein Einzelfall, vielmehr zeigt sich dieses Phänomen an verschiedenen Stellen der feministischen Theoriebildung, z.B. an der Geschichte von queerer und Postkolonialer Theorie (vgl. auch die entsprechenden Abschnitte in diesem Artikel).

² Beispielsweise Anja Meulenbelts „Die Scham ist vorbei“ (1978).

Frauen als Subjekte in die Theorien und Konzepte zu integrieren. Sie kritisierten, dass Frauen in der *malestream*-Wissenschaft nicht oder höchstens als Mütter, Ehefrauen, Lebensgefährtinnen, Töchter oder ‚das Andere‘ vorkamen, d.h. dann, wenn es um die Privatsphäre oder Familie ging, nicht aber als arbeitende Menschen oder AkteurInnen, die Geschichte und Gesellschaft verändern und gestalten. Mit dieser Kritik wurde sichtbar gemacht, dass – meist unbewusst – von Männern ausgegangen wird, wenn in Theorien und Konzepten von Menschen die Rede ist, dass Männer also implizit als Norm gelten.

Für Historikerinnen stellte sich die Aufgabe, nach den verschwiegenen und vergessenen Frauen und der ausgeblendeten Frauengeschichte zu forschen und diese sichtbar zu machen. Gegenstand von Forschungen wurden damit beispielsweise die Hexenverbrennungen oder die Rolle der Frauen während der Französischen Revolution. Auch in den Sozialwissenschaften arbeiteten Feministinnen daran, die „Unsichtbarkeit der Frauen in der Soziologie“ (Oakley 1978) zu überwinden. Hier widmeten sich die Forscherinnen schwerpunktmäßig „der Situation“ und „dem Lebensalltag“ von Frauen, dem so genannten „weiblichen Lebenszusammenhang“ (Prokop 1976) in der gesellschaftlichen Gegenwart, und damit Themen, die bis dahin von der Soziologie unbehandelt geblieben waren.

Mit diesen Themen entstand, zunächst unter dem Label „Frauenforschung“, ein neuer Zweig innerhalb der Sozialwissenschaften, der nicht nur neue Forschungsfelder und Gegenstände identifizierte und untersuchte, sondern zudem ein neues Selbstverständnis von Wissenschaft und Forschung formulierte. Im Gegensatz zu einem Großteil der herrschenden Theorien und Konzepte trat feministische bzw. Frauenforschung explizit mit dem Ziel an, Wissenschaft in den Dienst der Frauenbewegung, d.h. der politischen Praxis zu stellen. Das Anliegen war nicht nur, neue Erkenntnisse zu gewinnen und unberücksichtigte Fragen zu untersuchen, sondern die Forschung sollte dem Ziel dienen, Frauenunterdrückung und -ausbeutung aufzuheben. 1978 formulierte Maria Mies die (nicht unumstrittenen) „Methodischen Postulate der Frauenforschung“, in denen sie u.a. folgende Organisationsprinzipien für die Frauenforschung formuliert: bewusste Parteilichkeit für die Aufhebung der Frauenunterdrückung, die Sicht von unten, d.h. Forschung aus der Sicht der Unterdrückten, die Integration der Forschung in die aktive Praxis, um konkrete Emanzipationsprozesse voranzutreiben, und das Prinzip der Veränderung des Status quo als dynamisches Element des Erkenntnisprozesses (vgl. Mies 1978; auch Treibel 1994: 70). Eine solche aktionistisch ausgerichtete feministische Wissenschaft folgt nach diesem Verständnis nicht (nur) irgendwelchen Forschungslücken, sondern ist an den strategischen Erfordernissen der politischen, mit emanzipatorischen Zielen verknüpften Praxis ausgerichtet. Mit diesem Anspruch wurden Vorstellungen einer ‚objektiven‘ Wissenschaft, wie sie in der herrschenden Sozialwissenschaft vertreten wurden, abgelehnt, da deutlich wurde, dass diese trotz ihres Anspruchs auf Objektivität mit der Ausklammerung des weiblichen Lebenszusammenhangs und historischer Geschehnisse wie der Ersten Frauenbewegung wichtige Teile gesellschaftlicher Wirklichkeit unerforscht gelassen hatten. Wie die Sichtbarmachung solcher blinden Flecken deutlich machte, hatte Wissenschaft implizit nur männliche Lebenswelten in den Blick genommen und war damit keineswegs objektiv.

In der Folge dieser Entwicklungen und Diskussionen entwickelten sich nun verschiedene Ansätze feministischer Theorien, die sich sowohl in ihrer inhaltlichen Schwerpunktsetzung als auch hinsichtlich der eingenommenen Perspektiven und Standpunkte sowie den zugrunde

gelegten Konzeptionen von ‚Geschlecht‘ unterscheiden. Einige dieser Ansätze werden nun im Folgenden vorgestellt.

Hauptwiderspruch oder Nebenwiderspruch? Kapitalismus und Patriarchat

Eine erste wichtige Linie der feministischen Debatten kreist um die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem kapitalistischen System und den Geschlechterverhältnissen. Im Gegensatz zu späteren Ansätzen wird hier eine Makroperspektive eingenommen, d.h. für die Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse werden nicht einzelne Individuen betrachtet und untersucht, wie diese sich verhalten. Vielmehr wird ganz bewusst der Fokus auf die gesamte Gesellschaft gerichtet, um die gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Ungleichheiten, Unterdrückungs- und Machtverhältnisse sichtbar machen zu können.

Sozialistische und marxistische Feminismen

Da der Forschungs- und Arbeitszusammenhang vieler Frauenforscherinnen in den 1970er und 1980er Jahren marxistisch und sozialistisch geprägt war, war es nahe liegend, dass sie zunächst vor allem die Verschränkung von Kapitalismus und Patriarchat³ analysierten. Die zentrale Frage lautet dabei, welcher Ausbeutungsmechanismus der zentrale ist, d.h. ob Frauenunterdrückung nur ein Nebeneffekt oder die notwendige Voraussetzung des Kapitalismus ist. Sozialistische und marxistische Feministinnen⁴ gehen davon aus, dass Geschlechteregalität im Kapitalismus nicht möglich ist. Die Unterdrückung von Frauen wird als grundlegendes Merkmal des Kapitalismus betrachtet. Kapitalismus und Patriarchat müssen notwendigerweise ko-existieren und stützen sich gegenseitig. An marxistischen Theorien wird kritisiert, dass Fragen der Produktion zu stark im Vordergrund stehen und die Unterdrückung von Frauen zum so genannten Nebenwiderspruch ‚verharmlost‘ wird. Feministische Perspektiven auf die marxistische Theorie beziehen dagegen neben der Produktions- auch die Reproduktionssphäre sowie die geschlechtliche Arbeitsteilung in ihre Analysen mit ein. Marxistische Begriffe, insbesondere der Arbeitsbegriff, werden neu gedacht, um die Rolle von Frauen in der Reproduktion zu begreifen.⁵ Dabei geht es nach Frigga Haug um eine

„Kritik der Produktionsweise des Kapitalismus, die auf Frauenunterdrückung in Form der Aneignung unentlohnter Arbeit basiert und des Fraueneinsatzes in geschlechtstypischer Arbeitsteilung bedarf; dies um eine Gesellschaft zu reproduzieren, die sich einer Produktionsweise nach Profitlogik verschrieben hat, in der praktisch die Wiederherstellung der Gattung ebenso wenig vorgesehen ist wie diejenige der sonstigen Naturressourcen“ (Haug 2004: 49).

Auch Ursula Beer (1991) geht davon aus, dass es ohne die Existenz von Geschlechtern kein Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital geben kann. Patriarchale Strukturen greifen deshalb so gut, weil sie ökonomisch und privat verankert sind. Das Grundprinzip kapitalistischer Gesell-

³ Der Begriff Patriarchat bezeichnet Männerherrschaft, eine Form der Geschlechterhierarchie bzw. das System gesellschaftlicher Strukturen, in dem Frauen in vielfacher Weise benachteiligt, diskriminiert und ausgegrenzt werden (vgl. Treibel 1994: 74). Dass gegenwärtige Gesellschaften patriarchalisch strukturiert sind, wird u.a. deutlich an der Struktur des beruflichen Sektors oder am familialen bzw. Beziehungssektor. Frauen werden schlechter entlohnt als Männer, es besteht eine gegen Wandel relativ resistente geschlechtliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern mit ungleicher Bewertung der verschiedenen Tätigkeiten; darüber hinaus ist sexualisierte Gewalt gegenüber Frauen alltäglich.

⁴ Zu den Unterschieden zwischen sozialistischen und marxistischen Feminismen, die in diesem Artikel vernachlässigt werden, vgl. beispielsweise Frey (2003: 42ff).

⁵ Die feministische Kritik am marxischen Arbeitsbegriff, die verdeutlicht, dass unentlohnte Frauenarbeit gesellschaftlich notwendige Arbeit ist, führte u.a. zu Forderungen nach Lohn für Hausarbeit.

schaften folgt einer geschlechtshierarchischen Logik: Frauen sind für reproduktive, d.h. gebärende, versorgende, sorgende und emotionale Arbeiten zuständig und Männer für produktive. Dies spiegelt sich nicht nur in der Zuständigkeit der Frauen für Haus- und Sorgearbeit und der Männer für bezahlte Arbeit, sondern auch innerhalb der Lohnarbeit: So sind für erwerbstätige Frauen diejenigen Tätigkeiten vorgesehen, die reproduktiv sind: Krankenschwester, Lehrerin, Kindergärtnerin etc. Die Individuen sind dem Lohnarbeitsverhältnis damit immer als Frauen oder Männer unterworfen, nie nur als ‚geschlechtsneutrale‘ Lohnabhängige. Lohnarbeiterinnen sind damit in doppelter Weise ausgebeutet und ohnmächtig, zum einen als Lohnabhängige und zum anderen aufgrund ihres Geschlechts.

Für die Ausprägung der Geschlechterverhältnisse ist aus Sicht sozialistisch-marxistischer Feministinnen, aber auch aus Sicht weiter Teile anderer Feminismen, die Entstehung der bürgerlich-industrialisierten Gesellschaft und die Auslagerung der Produktion aus dem so genannten „Ganzen Haus“ Ende des 18. Jahrhunderts eine zentrale Entwicklung. Das Ganze Haus war eine Produktionseinheit, an der alle im Haus Lebenden beteiligt waren. Mit der Entstehung von Fabriken und Büros wurden die Mehrwert produzierenden Tätigkeiten aus dem Haus verlagert. Dem Mann wurde nun die außerhäusliche und öffentliche Produktionssphäre zugewiesen, der Frau die innerhäusliche und private Reproduktionssphäre.

Gestützt und legitimiert wurde diese Arbeitsteilung durch eine Zuweisung und Neudefinition charakteristischer und polarer Eigenschaften zu Männern und Frauen auf eine Weise, wie es sie vorher nicht gegeben hatte. Die uns heute noch vertraute Auffassung, dass Männer und Frauen Gegensätze darstellen, entstand erst im Zuge der Trennung von häuslicher und außerhäuslicher Arbeit. Die bürgerliche Gesellschaft stellte Geschlechterbilder her, die die neue Trennung von Tätigkeiten plausibilisierte und stabilisierte. Typische Beispiele für die polaren Eigenschaften, die den Geschlechtern zugewiesen wurden, sind rational-emotional, öffentlich-privat, Kultur-Natur. Hierin enthalten ist gleichzeitig eine Hierarchisierung, die dem Mann eine übergeordnete Position in der Gesellschaft zuweist, da die männlichen Eigenschaften höher bewertet werden. Diese „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) wurde auch durch Biologie und Medizin gestützt, die daran arbeiteten, die ‚Andersartigkeit‘ von Frauen zu untersuchen (vgl. auch Honegger 1991).

Doppelte Vergesellschaftung von Frauen

An diese Analysen sozialistischer und marxistischer Feministinnen schließt auch Regina Becker-Schmidts These der doppelten Vergesellschaftung von Frauen an. Sie steht in der Tradition der Kritischen Theorie, die mit marxistischen Theorien verwandt ist. Der Begriff „doppelte Vergesellschaftung“, d.h. das doppelte Eingefügtsein in die gesamtgesellschaftlichen Lebens- und Produktionsbedingungen meint, „dass Frauen über zwei unterschiedlich und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche in soziale Zusammenhänge eingebunden sind“ (Becker-Schmidt 2004: 65), nämlich zum einen in die Privatarbeit und zum anderen in die Erwerbsarbeit, in denen jeweils unterschiedliche Handlungslogiken vorherrschen.

Die doppelte Vergesellschaftung ist nicht nur eine *materiell-ökonomische*, die sich in ungleicher Bezahlung ausdrückt, sondern hat auch *ideologisch-herrschaftliche* Implikationen. Vorstellungen und Ideologien von dualen Geschlechterverhältnissen und ungleiche gesellschaftliche Bewertungen der Tätigkeiten stützen die materiell-ökonomischen Hierarchien und werden

von diesen gestützt. Darüber hinaus kommt es über eine *innere* Vergesellschaftung zu kollektiven Ausprägungen von psychischen und mentalen Persönlichkeitsstrukturen. Diese ideologischen und psychologischen Mechanismen stabilisieren die Geschlechterhierarchien und werden zugleich auch von ihnen geprägt. Sie sorgen dafür, dass die einzelnen das System der Arbeitsteilung für richtig und sinnvoll halten (vgl. Becker-Schmidt 1990; auch Treibel 1994: 256ff).

Ökofeminismus: Kolonisierung und Hausfrauisierung

Zentral für die sozialistischen und marxistischen Feministinnen ist, dass die „Geschlechterdifferenz“ in erster Linie gesellschaftlich bzw. ökonomisch erklärt wird. Damit unterscheiden sich sozialistisch-marxistische Feminismen von Ökofeminismen, wenngleich auch hier die Analyse von Kapitalismus und Patriarchat im Mittelpunkt steht. Einschränkend muss darauf hingewiesen werden, dass es nicht ‚den Ökofeminismus‘ gibt, sondern verschiedene, teilweise auch widersprüchliche Strömungen, die unter diesem Etikett gesammelt werden (ausführlicher vgl. Frey 2003: 39f). Wir beziehen uns im Folgenden auf den Strang des Ökofeminismus, der die körperlichen bzw. biologischen Unterschiede von Männern und Frauen zum Erklärungsansatz macht und damit eine aus heutiger Sicht wegen seines Essentialismus stark kritisierte Argumentation repräsentiert:

Auch Ökofeministinnen gehen davon aus, dass Kapitalismus nicht ohne Patriarchat funktionieren kann. Der sog. Bielefelder Ansatz – dahinter stehen Feministinnen wie Veronika Bennholdt-Thomsen, Claudia von Werlhof und Maria Mies – betrachtet die Geschlechterpolaritäten im Zusammenhang mit den kapitalistischen Strukturen. Sie gehen davon aus, dass die hierarchische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die damit zusammenhängende Ausbeutung von Frauen den „Grundstock und Schlußstein aller weiteren Ausbeutungsverhältnisse“ (Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983: IX) darstellen. Alle anderen Ausbeutungsverhältnisse, die Kolonisierung der Welt, die Ausbeutung von Natur, Territorien und Menschen, folgen demselben Muster. Zwei Prozesse waren dabei für die Durchsetzung des strukturellen Prinzips der Höherbewertung von Männerarbeit erforderlich: Kolonisierung und Hausfrauisierung. Damit ist gemeint, dass Frauen und Kolonien eine Gemeinsamkeit haben. Beide gehören nicht zur eigentlichen Gesellschaft, die aus männlichen Lohnarbeitern und Kapitalisten besteht, sondern gelten als Naturressourcen wie Wasser, Luft, Erde und werden dementsprechend als solche behandelt: Sie werden ausgebeutet und kolonisiert.

So wie die Kapitalisten aus den Zentren der Welt Land, Menschen und Naturressourcen aus Afrika, Asien, Zentral- und Südamerika aneignen, um deren Rohmaterial, Produkte und Arbeitskräfte auszubeuten, wurde die Kleinfamilie in der bürgerlichen Gesellschaft als privates Territorium definiert. So erhielten die proletarischen Männer ebenfalls ihre Kolonien, nämlich die Familie und die domestizierte Hausfrau. Die Hausfrau ist hiernach eine spezifische und höchst wichtige Erfindung im Kapitalismus, mit der sich die praktisch unvergütete Doppelarbeit der Frauen weltweit durchsetzt. Die Hausfrauisierung ist die billigste Form, sich die Reproduktion der Arbeitskraft anzueignen, und hat zur Diskriminierung und Ausbeutung von weiblicher Arbeit insgesamt (Haus- und Lohnarbeit) geführt (vgl. Mies 1988; auch Treibel 1994: 80 sowie Hilde Hoherz in diesem Band).

Maria Mies (1988) geht in ihrer Analyse historisch weiter in die Vergangenheit als bis zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft. Sie beginnt ihre Untersuchung bei den Sammlerinnen und Jägern und verdeutlicht damit zweierlei: Zum einen zeigt sie, dass bereits dort mit dem Sammeln als weiblicher Tätigkeit und dem Jagen als männlicher Tätigkeit eine geschlechtliche Arbeitsteilung bestand. Zum anderen argumentiert sie, dass Frauen die eigentlich wichtige Arbeit verrichtet haben, da das Sammeln für die Existenzsicherung wichtiger war als das Jagen. Das Patriarchat, das es nach Mies schon seit Beginn menschlicher Gesellschaften gibt, hat sich dann im Verlauf der Jahrhunderte weiterentwickelt. Im Kapitalismus wurde die Arbeit der Frauen zu Liebesarbeit umdefiniert, d.h. die Frau putzt und kocht nun, weil sie liebend ihren Mann umsorgt. Dieses Prinzip ist funktional für den Kapitalismus, weil dadurch gesamtgesellschaftlicher Profit entsteht: Frauen arbeiten unbezahlt, wodurch auch die Löhne der Männer niedrig gehalten werden können.

Mies begründet die geschlechtliche Arbeitsteilung damit, dass Frauen und Männer einen völlig unterschiedlichen Gegenstandsbezug zur Natur haben, und zwar aufgrund ihrer unterschiedlichen Körper. Der weibliche Körper, der gebären und stillen kann, sei der Natur viel näher als der männliche Körper. Männer hingegen seien nur durch Werkzeuge produktiv (vgl. ebd.: 174). Mies versteht Gebären und Nähren nicht als rein biologische Vorgänge, sondern als Arbeit und entwickelt damit einen Arbeitsbegriff, der nicht nur die bezahlte Erwerbsarbeit, sondern alle produktiven Tätigkeiten, bezahlte wie unbezahlte, umfasst. Nach Mies sind Frauen also die eigentlich produktiven Wesen. Im Ökofeminismus gelten Frauen und Männer damit als grundsätzlich verschieden, vor allem werden „Weiblichkeit“ und „weibliche“ Eigenschaften dabei aufgewertet.

Die Ansätze, die sich mit dem Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat auseinandersetzen, eint also die Kritik an den gesellschaftlichen Strukturen und der Blick auf die Unterdrückung von Frauen als radikalste Form gesellschaftlicher Unterdrückungsverhältnisse sowie die Gewalt gegen Frauen. Sie stellen das Gesellschaftssystem grundsätzlich in Frage, im Gegensatz zu feministischen Ansätzen, die ‚systemimmanent‘ eine bessere Stellung von Frauen fordern, wie z.B. die liberalen und bürgerlichen Feminismen. Zentrale Themen sind neben Gewalt auch Sexualität und die geschlechtliche Arbeitsteilung. Als Konsequenz aus diesen Ansätzen ergibt sich die Forderung nach autonomen Frauenstrukturen und Frauenräumen. Frauenunterdrückung wird als notwendiges, strukturelles Merkmal des Welt-Kapitalismus betrachtet, und es wird darauf insistiert, dass der Geschlechterantagonismus nicht nur ein Nebenwiderspruch des Kapitalismus ist.

Perspektivverschiebung: Von der Kritik am Opferbild der Frauen im Patriarchat zur Mittäterschaft von Frauen

Trotz der grundsätzlichen Infragestellung der gesellschaftlichen Verhältnisse arbeiten auch die oben beschriebenen Ansätze mit ungewollten blinden Flecken. So wird der Ökofeminismus für seine biologistische Argumentation und seinen inhärenten Essentialismus kritisiert. Kritik an beiden Ansätzen, also Ökofeminismus und sozialistisch-marxistischem Feminismus, bemängelt u.a. den implizit heterosexuellen Blick auf die Geschlechterverhältnisse, in denen andere Lebensformen ausgeblendet werden. Zudem enthalten die vorgestellten patriarchatskritischen Theorien eine Vorstellung von Frauen als Opfer. Damit wird das Bild von ohnmächtigen, passiven, nur reagierenden und der männlichen Gewalt hilflos ausgelieferten

Frauen auch von Feministinnen reproduziert. Gerade die differenztheoretischen Konzepte, die von einer grundsätzlichen Verschiedenheit von Männern und Frauen ausgehen, rekurren häufig auf den Opferstatus der Frauen – Frauen seien Opfer von sexualisierter Gewalt, Opfer ungleicher Entgelte, usw.

Die Kritik an diesem Bild von Frauen als kollektive Opfer sorgte innerhalb des Feminismus für eine wichtige Perspektivverschiebung. Mit dem durch Christina Thürmer-Rohr 1983 eingeführten Begriff der „Mittäterschaft“ wurde deutlich, dass auch Frauen an der Aufrechterhaltung der patriarchalischen Strukturen beteiligt sind und diese mitgestalten. Auch Frauen halten an den Unterschieden zwischen Frauen und Männern fest und stellen damit das System der Geschlechterverhältnisse immer wieder her. Frauen machen sich mitschuldig, indem sie weg sehen, still halten, Männer in Schutz nehmen, akzeptieren usw.:

„Mittäterschaft geht von der These aus, dass Frauen in der patriarchalen Kultur Werkzeuge entwickeln und sich zu Werkzeugen machen lassen, mit denen sie das System stützen und zu dessen unentbehrlichen Bestandteil werden können (...). Frauen werden nicht nur unterdrückt, missbraucht und in ein schädigendes System verstrickt, sondern steigen auch eigentätig ein, gewinnen Privilegien, ernten fragwürdige Anerkennung und profitieren von ihren Rollen, sofern sie sie erfüllen“ (Thürmer-Rohr 2004: 85f).

Thürmer-Rohr hat mit der Einführung dieses Begriffs in die feministische Debatte im deutschsprachigen Raum erreicht, dass die Mitgestaltung der Geschlechterverhältnisse durch Frauen in den Blick genommen und nicht mehr von einer Prägung ‚der Gesellschaft‘ auf das passive weibliche Individuum ausgegangen wird. Hierdurch wurde neben der selbstreflexiven Kritik an der Mittäterschaft auch der Blick auf Frauen als aktive und entsprechend auch als wehrhafte Individuen betont.

Doing Gender: Geschlecht als aktives Handeln

Mit dem Begriff der Mittäterschaft ist bereits angesprochen, dass die Individuen, Frauen wie Männer, an der Stabilisierung und Reproduktion bestehender Geschlechterverhältnisse teilhaben. Damit wird auch deutlich, dass Geschlechterverhältnisse nicht nur als Strukturen bestehen und auf Individuen wirken, sondern von den Individuen mitgetragen, aufrechterhalten oder auch verändert werden. Mit dem Blick auf die Mikroebene von Gesellschaft und damit auf den Alltag der Individuen, die alltäglichen Bedingungen und Situationen und die sozialen Interaktionen werden aufschlussreiche Sichten auf die Frage eröffnet, wie Geschlecht immer wieder hergestellt wird, wie Frauen und Männer als solche erkannt werden und wie Frauen und Männer sich selbst als solche wahrnehmen (vgl. Treibel 1994: 133).

Im Gegensatz zum essentialistischen Ökofeminismus, der die gesellschaftliche Situation von Frauen aus den körperlichen Unterschieden ableitet, lehnen Mikro-Ansätze biologische bzw. biologistische Erklärungen ab. Stattdessen wird die Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ zentral, und damit verbunden das Interesse feministischer Forschung an der *sozialen* Geschlechterdifferenz und soziologischen Erklärungen für mögliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Unter ‚sex‘ wird dabei das biologische Geschlecht verstanden, das sich über die körperlichen Unterschiede definiert, unter ‚gender‘ das soziale Geschlecht, die Geschlechterrollen und -identitäten.

Im Mittelpunkt stehen die sozialen Praktiken, anhand derer Männer und Frauen unterschieden werden. Dieses ‚doing gender‘ zu untersuchen bedeutet, Geschlecht nicht als Eigenschaft oder Merkmal von Individuen zu betrachten, sondern die sozialen Prozesse zu untersuchen, in de-

nen Geschlechtszugehörigkeit als Unterscheidung erst hervorgebracht bzw. reproduziert wird. Die zentrale Annahme ist also, „dass Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität als fortlaufender Herstellungsprozess aufzufassen sind, der zusammen mit faktisch jeder menschlichen Aktivität vollzogen wird und in den unterschiedliche institutionelle Ressourcen eingehen“ (Gildemeister 2004: 132). Geschlechtszugehörigkeit gilt hier nicht mehr als ‚natürlicher Ausgangspunkt‘ für Unterscheidungen menschlichen Verhaltens, sondern als Ergebnis von Handeln und Bedeutungszuweisungen.

Da die Annahme natürlicher, angeborener oder kulturübergreifend gültiger Geschlechtsunterschiede abgelehnt wird, gilt u.a. der Sozialisation besonderes Interesse. Durch die Erziehungsinstitutionen, so die Annahme, werden Individuen zu Menschen mit weiblichen oder männlichen Identitäten ‚gemacht‘. Die Idee wurde von Simone de Beauvoir bereits in „Das andere Geschlecht“ (1951) aufgeworfen, mit dem berühmt gewordenen Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“, der u.a. von Ursula Scheu (1977) in der Neuen Frauenbewegung wieder aufgegriffen wurde („Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht“).

Wichtige Impulse für diese feministische Strömung stammen aus der Ethnomethodologie. Dieser sozialwissenschaftliche Ansatz widmet sich der Untersuchung von Interaktionen, Rollen und Darstellungen. Erving Goffman (1983) betrachtet unsere Gesellschaft beispielsweise als eine Bühne, auf der wir alle Theater spielen. Unser Alltag besteht aus einer permanenten Selbstdarstellung, wir sind ständig damit beschäftigt – zum Teil mehr, zum Teil weniger bewusst – uns selbst darzustellen, etwas zu repräsentieren und Rollen zu erfüllen. Wir disziplinieren uns und kontrollieren unsere persönliche Fassade (über Kleidung, Körperpflege, Haltung, Bewegung, Geschwindigkeit, Gang, Gesten, Mimik) und versuchen uns situationsangemessen zu verhalten. Dies gilt auch für unsere Geschlechterrollen: Wir sind nicht ‚an sich‘ bereits Frauen und Männer, sondern arbeiten permanent daran weiter, uns als männlich oder weiblich zu inszenieren (mit unterschiedlichen Facetten und dem jeweiligen Alter, Milieu etc. entsprechend), und wir bestätigen unsere Gegenüber, unsere jeweiligen InteraktionspartnerInnen, in ihren Darstellungen. Wie groß die gesellschaftliche Erwartung an die Übernahme einer eindeutig männlichen oder eindeutig weiblichen Rolle ist, wird dabei an den Irritationen deutlich, die entstehen, wenn wir es mit Personen zu tun haben, deren alltägliches ‚Theaterspiel‘ bzw. Auftreten sich nicht eindeutig in die uns bekannten Schemata für Männer und Frauen einordnen lassen.

Gleichzeitig erweisen sich diese Attributionsmuster als hochflexibel. Unstimmigkeiten können bis zu einem gewissen Grad verarbeitet werden. Frauen können durchaus als ‚unweiblich‘ gelten, ohne dass sie dadurch zu ‚Nicht-Frauen‘ werden (Gildemeister 2004: 133ff). Wir vereinfachen die soziale Wirklichkeit permanent durch selektive Wahrnehmungen. So wird alles, was eine Person tut, die wir vorab als Frau identifiziert haben, in dem Licht interpretiert, dass wir sie für eine Frau halten. Dabei haben alle Gesellschaftsmitglieder weibliche und männliche Aspekte; wir erfüllen unsere Rollen nie perfekt, dennoch wird Geschlecht als polar behandelt. Wir müssen, wie bei anderen sozialen Ordnungen auch, tagtäglich Ausnahmen, Ungereimtheiten und Brüche bei der Wahrnehmung der Welt bewältigen.

Interessant ist dabei auch, dass Geschlecht im Alltagsbewusstsein als naturgegeben gedacht wird und an der Existenz primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale ‚festgemacht‘ wird.

Die Genitalien, die dafür die (scheinbar) eindeutigen Hinweise geben könnten, sind im Alltag jedoch nicht sichtbar. Geschlechtszugehörigkeit wird in interaktiven Prozessen stattdessen über Informationen wie Gang, Stimme, Gesichtsausdruck, Körperhaltung und Ausstrahlung bestimmt, und von diesen wird dann auf die „erwarteten Genitalien“ (Kessler/McKenna 1978: 59) geschlossen. Geschlechtszugehörigkeit wird also nicht nur bei der Geburt einmalig zugewiesen, sondern bleibt ein interaktiver Prozess, der vor allem davon abhängt, dass andere die eigene Repräsentation eines Geschlechts bestätigen. Man ‚hat‘ ein Geschlecht erst dann, wenn man es für andere hat (vgl. Hirschauer 1993: 53f.).

Wichtig für die Entwicklung des Theoriekonzepts des „doing gender“ waren auch Studien zu Transsexualität (Garfinkel 1967; Kessler/McKenna 1978). Transsexualität ist interessant, weil sie in Frage stellt, was wir ansonsten für gegeben nehmen, nämlich die scheinbar feststehende Tatsache, welches Geschlecht wir ‚haben‘. Geschlecht ist, wie diese Studien zeigen, auch etwas, was gewählt bzw. gewechselt werden kann. An Transsexualität wird zudem deutlich, wie restriktiv Zweigeschlechtlichkeit ist. Bipolare Geschlechtszugehörigkeit, also die Zugehörigkeit zu nur einem von nur zwei Geschlechtern, ist zwingend. Eine Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter ist immer erforderlich, es gibt eine unausgesprochene Verpflichtung, immer entweder Mann oder Frau zu sein. Etwas dazwischen, etwas Drittes oder Viertes wird damit ausgeschlossen bzw. als ‚anormal‘ markiert.

Der Verdienst dieser Mikroperspektive auf Geschlecht ist die Untersuchung der Prozesse, wie Geschlecht – als Dichotomie – gesellschaftlich gemacht wird bzw. sozial konstruiert wird. Damit werden ‚natürliche‘ Unterschiede und kulturelle Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt. Das, was gemeinhin als Natur gilt, ist gesellschaftlich hervorgebracht. Es wird deutlich, dass Geschlechtszugehörigkeit damit weder eindeutig noch naturhaft oder unveränderbar ist, sondern permanent in Interaktionen hergestellt wird. Entscheidend ist, dass wir alle an der sozialen Konstruktion von Geschlechtlichkeit beteiligt sind und die Geschlechterdifferenzen immer wieder aktiv und individuell nachvollziehen. Wir sind alle selbst „Konstrukteure des Geschlechts“ (Hagemann-White 1993). Dabei bleiben auch im „doing gender“-Ansatz die Ungleichheiten und Hierarchien zwischen den Geschlechtern trotz der Perspektive auf die Mikroebene Thema der Analysen. Denn auch in der alltäglichen Herstellung von Geschlecht wird deutlich, dass ‚die Frau‘ als minderwertiges, von der männlichen Norm abweichendes Wesen konstruiert wird. Gildemeister/Wetterer (1992) zeigen, dass als Konsequenz aus diesen Erkenntnissen auch das politische Instrumentarium der Frauenförderung kritisiert werden muss, da es (teilweise ungewollt, teilweise aber auch gewollt) die Geschlechterdifferenz stabilisiert, indem Frauen auch dort häufig als zu fördernde, mindestens aber als von Männern grundsätzlich verschiedene Wesen behandelt werden. Frauenförderpolitik schreibt damit Vorstellung einer Andersartigkeit und Unterlegenheit von Frauen fort und verhindert damit ein Aufbrechen der Geschlechterverhältnisse (vgl. auch Pinl 1995).

Eine Radikalisierung dieser Perspektiven erfolgte vor allem durch Black Feminists und queere Perspektiven auf feministische Theorien. Bereits seit den 1980er Jahren hat es aus diesen Perspektiven immer wieder Kritik an den bis hierhin beschriebenen feministischen Theorien gegeben. Im Mittelpunkt dieser Kritik standen implizite Annahmen, die auch solchen feministischen Theoriebildungen zugrunde lagen, die Gesellschaftssysteme grundsätzlich kritisierten und somit ebenso (ungewollt) Macht- und Herrschaftsverhältnisse stabilisierten. Ins Zentrum

der Debatte rückte erstens die Kritik an der Kontinuität kolonialer und rassistischer Diskurse, die auch in feministischen Theorien reproduziert wurden. Zweitens wurde analysiert ob Denken und Forschen innerhalb eines als natürlich vorausgesetzten Systems von nur zwei (und zumeist) heterosexuell verfassten Geschlechtern nicht selbst eine Realität mitproduziert und abstützt, die erst die Hierarchie zwischen Männern und Frauen möglich macht. Diese beiden Theorieränge, die Postkoloniale Theorie und die Queer Theory, werden im Folgenden dargestellt.

Postkoloniale Theorie

Die Existenz einer kollektiven Identität oder zumindest Erfahrungsgleichheit aller Frauen wird insbesondere verstärkt seit den 1980er Jahren durch Black Feminists und women of color im US-amerikanischen Diskurs und durch MigrantInnen und Schwarze Feministinnen im deutschsprachigen Raum angegriffen. Die sich entwickelnden theoretischen Diskurse des Black Feminism und der Postkolonialen Theorie sind eng miteinander verwoben. In einer postkolonialen Perspektive wird „zum Ausgangspunkt von Kritik eine historische Erfahrung – die des Kolonialismus –, deren Fortwirken sich in der Auseinandersetzung um westlich geprägte sozio-kulturelle Hegemonie und Interpretationsmuster niederschlägt“ (Küster 1998: 179). Der Begriff Postkolonialismus umfasst nach Gutiérrez Rodríguez zwei Bedeutungsebenen. Die erste Ebene bildet sich durch die „historische Abfolge von Kolonialismus, Imperialismus und nachkolonialen Gesellschaftszuständen“ (Gutiérrez Rodríguez 2003: 19). Neben dieser epochalen, zeitlichen Konnotation des vorangestellten ‚Post‘ verweist die Vorsilbe des Begriffs auf eine zweite Ebene, nämlich der theoretischen Verwandtschaft mit Theorien des Poststrukturalismus⁶, des Feminismus und des Marxismus (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2003: 19).

Im Folgenden wird der postkoloniale Diskurs anhand dreier Aspekte vorgestellt: 1. Die Kritik an der Kategorie Frau, 2. Die Kritik an der Kategorie ‚race‘ 3. Die Kritik an der Unsichtbarkeit der Überlegenheit des Weiß-Seins in feministischen Theorien.

Kritik an der Kategorie ‚Frau‘

Postkoloniale Theorie bezieht sich auf die historisch früheren Arbeiten des Black Feminism und verbindet diese verstärkt mit der Philosophie des Poststrukturalismus und marxistischer Theorie. Zentrale Gemeinsamkeit dieser verschiedenen kritischen Reflexionen im Kontext des Black Feminism und der Postkolonialen Theorie ist die Problematisierung der Kategorie ‚Frau‘ und die Betonung der Konstruiertheit der Kategorie ‚race‘. Beide Kategorien werden als Konstruktionen und diskursive Produktionen verstanden, die erst das hervorbringen, was sie vermeintlich nur beschreiben. Diese Prozesse gehen mit strukturellen und identitären Effekten einher, d.h. sie beeinflussen sowohl die gesamtgesellschaftliche Ordnung als auch die Konstitution des einzelnen Individuums.

⁶ Die Philosophie des Poststrukturalismus wird auf die französische Theoriebildung Mitte der 1960er Jahre zurückgeführt und mit Namen wie Michel Foucault und Jaques Derrida (Theorie der ‚Dekonstruktion‘) verbunden. Zentral für die im Einzelnen sehr unterschiedlichen Theoretisierungen ist im Kontext der hier dargestellten Theorien die Infragestellung der Möglichkeit des freien und befreiten Subjektes. Dem liegt ein veränderter Machtbegriff zugrunde. Macht wird nicht mehr als nur repressiv und intentional verstanden. Sie wird dagegen als produktiv gefasst indem sie Existenzweisen und Denkformen der Menschen hervorbringt. Außerdem sind poststrukturalistische und dekonstruktive Theorien stark durch Sprachphilosophie beeinflusst und betonen die produktive Wirkung von Sprache und Diskursen (vgl. zur Einführung Stäheli 2000).

Für die Kategorie ‚Frau‘ bedeutet dies, dass das Bezug nehmen auf eine Gruppe von Personen, die als Frauen bezeichnet werden, als produktiver Akt der Konstruktion betrachtet werden kann. Frauen als Gruppe zu benennen bedeutet nicht nur, eine Gruppe zu beschreiben, sondern vielmehr, dass die Gruppe (als eine einheitliche) erst durch die Benennung entsteht. Das bedeutet, dass die Benennung normative Effekte hat. Ein solcher Effekt ist, dass auch von einem feministischen Standpunkt aus die Vereinheitlichung von Frauen fortgeschrieben wird und Differenzen zwischen Frauen ausgeblendet werden. Dabei produziert die diskursive Produktion (also das Reden von ‚den Frauen‘) jedoch nicht nur erst eine Gruppe, in der unterschiedliche Subjektpositionen eingeschlossen und vereinheitlicht werden, sondern sie produziert zugleich auch folgenreiche Ausschlüsse:

„Die Kategorie ‚Frau‘ wird als Universalie bestimmt, doch ist an ihrer Repräsentation und Aus handlung nur eine kleine Gruppe von Frauen beteiligt“ (Gutiérrez Rodríguez 1996: 166).

Das heißt, dass die Gruppe derer, die die Macht haben, zu sprechen und gehört zu werden zwar klein ist, ihre Diskurse durch ihre Verwurzelung innerhalb der weißen Dominanzkultur jedoch wirkmächtig und folgenreich sind. Der Anspruch, als Feministinnen für ‚die Frau an sich‘ zu sprechen, ist höchst problematisch ist. Feministische Theorien müssen selbst daraufhin untersucht werden, inwiefern sie ungewollte und machtvolle Effekte produzieren. Dies wurde in den USA u.a. durch bell hooks, Gayatri Chakravorty Spivak, Patricia Hill Collins und Ruth Frankenberg deutlich gemacht, die aus unterschiedlichen Perspektiven untersuchen, welche Durchkreuzungen das Verhältnis von gender und race prägen und durch welche Durchkreuzungen Rassismen und Feminismen miteinander verwoben sind (vgl. Fuchs/Habinger 1996; Ludvig 2003). Diese Durchkreuzungen in den Blick zu nehmen, bedeutet zu untersuchen, wie gender und race oder Rassismen und Feminismen voneinander abhängen, sich gegenseitig prägen und bedingen. Dafür wird die diskursive Produktion und soziale Konstruktion der Kategorie race in den Blick genommen.

race – soziale Konstruktion und Herrschaftssystem

Stuart Hall verweist in seinem 1994 erschienenen Band „Rassismus und kulturelle Identität“ (Hall 1994) auf die soziale Konstruktion der Kategorie ‚Schwarz‘. Mit Einblicken in seine Biographie erläutert er, wie er erst durch die Einreise nach England zum ‚Schwarzen‘ wurde. In den 1950er Jahren migrierte er zum Studium von Jamaika nach England und wurde dort mit einer Kategorisierung konfrontiert, die in seinem vorherigen Leben in Jamaika nicht relevant war:

„Bis zu meiner Abreise hörte ich niemals, daß jemand sich selbst oder die anderen als Schwarz bezeichnet hätte, obwohl vermutlich 98 Prozent der Bevölkerung Jamaikas schwarz oder auf andere Weise farbig sind. Niemals hörte ich das Wort schwarz, dafür aber mehr als tausend andere Bezeichnungen“ (Hall 1994: 79).

Hier wird deutlich wie heterogen und vielfältig die soziale Realität ist, die durch die Kategorie ‚Schwarz‘ vereinheitlicht wird. ‚Schwarz‘ bezeichnet also nicht etwa eine real existierende Gruppe, die erst durch die ideologischen Beschreibungen, die dieser Gruppe zugeschrieben werden, zu einer konstruierten und rassistischen Kategorie wird. Die diskursive Erzeugung der Kategorie selbst ist bereits ein gewaltförmiger Akt, durch den Unterschiede unsichtbar gemacht werden und Bedeutungen produziert werden. ‚Schwarze‘ Menschen gibt es nur deshalb, weil sie diskursiv erzeugt wurden. ‚Schwarz‘ und analog dazu ‚Race‘ liegen keine vordiskursiven Realitäten zugrunde. Hierbei geht es nicht darum, dass die Existenz unters-

chiedlicher Abstufungen von Pigmentierungen der Hautfarbe geleugnet wird. Entscheidend ist hingegen, dass in der Bildung der Kategorie ‚Schwarz‘ Vereinheitlichungen und Zuschreibungen greifen und dadurch ‚das Andere‘ erzeugt wird.

Darüber hinaus zitiert die Verwendung der Kategorien ‚Schwarz‘ und ‚race‘ ganz bestimmte historisch gewachsene Bedeutungshorizonte.

„Schwarz wurde in einem bestimmten historischen Moment als eine politische Kategorie geschaffen“ (Hall 1994: 79).

Die Artikulation der Kategorie ‚Schwarz‘ wurde im kolonialen und rassistischen Diskurs mit visuellen Bildern und literarischen Erzählungen (wie beispielsweise durch literarische Reiseberichte vgl. Steyerl 2002), mit naturwissenschaftlichen medizinischen Techniken des Unterscheidens und mit ethnizierenden und exotisierenden Abwertungen und Zuschreibungen verbunden. In diesem Rahmen war die Artikulation stets eine Repräsentation durch hegemoniale Positionen, die ‚das Andere‘ geschaffen haben. Im anglo-amerikanischen Sprachraum wird die Kategorie ‚Black‘ inzwischen ebenso wie die Kategorie ‚race‘ durch einen Kampf der Selbstartikulation zurückerobert:

„In diesem Kampf vollzieht sich eine Veränderung im Bewußtsein, in der Selbstwahrnehmung, ein neuer Prozeß der Identifikation, das Hervortreten eines neuen Subjekts ins Sichtbare“ (Hall 1994: 80).

Die Rückeroberung eines gewaltförmigen Begriffes soll diesen aus vormaligen Bedeutungssystemen herauslösen. Diese Strategie der Selbstaneignung des Begriffes ‚race‘ greift die gesellschaftliche Markierung auf und versucht, sie ihrer diffamierenden Kraft zu berauben. Gleichzeitig wird die erfahrene Gewalt durch die Zitation sichtbar. ‚Black‘ und ‚race‘ wurden in diesem Sinne durch die us-amerikanische Bürgerrechtsbewegung aufgegriffen und re-artikuliert. Inzwischen dient diese Selbstbezeichnung auch der Selbst-Repräsentation einer Community. Im deutschsprachigen Raum wird im Kontext postkolonialer Theorien verstärkt der Begriff der Migrantin als Selbstbezeichnung gewählt, weil die jeweils individuell sehr spezifischen Erfahrungen mit Ethnizierung und Rassismus durch die einheitliche Verwendung von ‚Black‘ in verschiedenen Sprachräumen wenig Raum für unterschiedliche Repräsentationen und Erfahrungen lässt (vgl. FeMigra 1995). So sind die historische Erfahrung der Sklaverei in den USA und der in diesem Kontext stehenden Bürgerrechtsbewegung nicht vergleichbar mit den Erfahrungen der so genannten ArbeitsmigrantInnen und deren in Deutschland lebenden Kindern in der zweiten und dritten Generation.⁷

Im deutschsprachigen Diskurs gab es ebenfalls bereits in den 1980er Jahren kritische Positionen Schwarzer Feministinnen; sie gelangten jedoch nicht in den feministischen Mainstream und wurden folglich weder breit diskutiert noch hinterließen sie Spuren in den feministischen Konzepten der 1980er Jahre (vgl. Gutierrez-Rodríguez 2003). Erst die Diskussionen postkolonialer Positionen, die verstärkt in den 1990er Jahren geführt wurden, wurden schließlich aufgenommen. Der Vorsprung der USA in der Debatte um race und postkoloniale Positionen erklärt sich vor allem daraus, dass diese sich als klassisches Einwanderungsland zu einem

⁷ Zum Thema Antisemitismus, völkischem Denken und der Abwesenheit von jüdischen Positionen und Reflexionen des deutschen Feminismus wird aktuell nahezu garnicht diskutiert. Wenngleich Analysen vorliegen, die die Verschränkung von Patriarchatsanalysen und Nationalsozialismus durch Feministinnen als „Entlassung aus der Verantwortung“ und nahloses Anknüpfen an „deutsches Verdrängungsbemühen“ herausgearbeitet haben (vgl. Rommelspacher 1996: 123). Eine Ausnahme bildet der Band „Antisemitismus und Geschlecht“ der A.G. Gender-Killer (vgl. A. G. Gender-Killer 2005).

historisch früheren Zeitpunkt für postkoloniale Diskurse interessieren *musste*. Dass dieser Prozess erst mit einer Verzögerung im deutschsprachigen Raum einsetzte, wird als ein Merkmal der zugrunde liegenden Problematik angesehen: Dem Ausblenden der Kontinuität rassistischen und völkischen Denkens auch innerhalb emanzipatorischer Theorieansätze (vgl. Fe-Migra 1995).

Diese Kontinuitäten in Theorie und Politik aufzuspüren, sie als Herrschaftsformen zu demaskieren und anzugreifen, ist ein zentrales Thema Postkolonialer Theorie.

Weiß-Sein als unmarkiertes Merkmal feministischer Theorien

Neben der machtvollen Hervorbringung von identitären Wirkungen hat die Konstruktion auch verfestigte strukturelle Konsequenzen zur Folge:

„Rassismus ist gleichzeitig ein System von *Herrschaft* – eine Dimension der sozialen Ordnung – und ein System der *Kategoriebildung* – ein Modus des Bezeichnens und ein Aspekt im Prozeß der Persönlichkeitsbildung“ (Frankenberg 1996: 52, Hervorh.i.O.).

Beide Seiten, das System der Herrschaft wie das System der Kategoriebildung, haben Auswirkungen auf die soziale Ordnung und Unterdrückungsverhältnisse, auf die wissenschaftliche Produktion von Wissen sowie auf identitäre Zuschreibungen. Die Verschränkung der drei Felder spiegelt sich auch in den feministischen Theoriebildungen wieder: So sind zwar für kritische Theorien die Analyse und Problematisierung von Wechselwirkungen zwischen sozialer Ordnung, Herrschaftsverhältnissen und identitären Zuschreibungen besonders relevant. Aber auch hier wird die Beschränkung des Blicks durch die eigene Situierung deutlich. Gerade der Modus des Bezeichnens geschieht immer vor dem Hintergrund der eigenen sozialen Positionierung. Westliche feministische Theorien werden also vor dem Hintergrund der eigenen weißen Hautfarbe und der Zugehörigkeit zu europäischen und us-amerikanischen Gesellschaften produziert. Die Zugehörigkeit zu diesen Bevölkerungsgruppen und deren Bedeutung werden jedoch zumeist nicht in die Analysen einbezogen.

Mitte und Ende der 1990er Jahre wurden innerhalb feministischer Theorien noch keine gravierenden Veränderungen in der Haltung darüber sichtbar, dass wissenschaftliche Fragen nach Geschlecht als vorrangig vor der Thematisierung von race zu behandeln seien. Das heißt, hier wurde und wird eine bestimmte Form des Wissens generiert, die nicht zu trennen ist von der sozialen Ordnung und der Zugehörigkeit zur Dominanzkultur. So kommt Gutiérrez Rodríguez auch 1996 noch zu dem Schluss:

„Während im US-Feminismus der etablierte Feminismus an der Kritik der ‚Black Women‘ und ‚Women of Color‘ nicht vorbeikamte, fand in der BRD die Kritik Schwarzer Feministinnen und Migrantinnen bis heute (...) nur eine sehr geringe Beachtung“ (Gutiérrez Rodríguez 1996: 167).

Inzwischen wird zwar versucht, race als Kategorie zumindest mit zu denken und mit weiteren Achsen der Differenz wie Klasse zu thematisieren; eine systematische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Rassismus und Feminismus, das überhaupt erst die Perspektive eines Mit-Denkens und damit ein Außerhalb des Feminismus produziert, bleibt jedoch von Seiten weißer Feministinnen bislang aus. Häufig wird statt der Analyse der gegenseitigen Wechselwirkungen von Kategorien wie gender und race versucht, die Diskriminierungen als additive Verknüpfungen zu analysieren. Schultz hat jedoch bereits 1990 im Kontext der Frage, wie multiple Diskriminierungsmechanismen theoretisch gefasst werden können, darauf hingewiesen, dass eine rein additive Verbindung von Differenzkategorien ausgesprochen kontrapro-

duktiv ist, weil sie zum einen die Zweigeschlechtlichkeit fortschreibt und zum anderen wiederum gender als Hauptdifferenz zugrunde legt:

„Dort wo Forscherinnen Klasse und ethnische Zugehörigkeit in ihre Analysen mit einbeziehen, ist das Addieren von Unterdrückung ein häufig verwendeter, methodischer Ansatz, der von der Annahme ausgeht, daß alle Frauen unterdrückt sind und einige noch eine zusätzliche Unterdrückung durch Ethnozentrismus, Rassismus, Antisemitismus, Klassismus oder Homophobie erfahren“ (Schultz 1990: 52).

Gegen ein solches Konzept der Addition von Unterdrückung wird von Black Feminists das Konzept „intersections“ verwendet. Dieser Begriff wurde 1989 von Kimberlé Crenshaw geprägt. Er umfasst Verbindungen und Überschneidungen der Kategorien ‚Race‘, Klasse und Geschlecht und betont die Unauflösbarkeit der gegenseitigen Verschränkungen und Wechselwirkungen dieser Kategorien (vgl. Hill Collins 1996; Ludvig 2003; Crenshaw 2003). Es geht hier eben nicht darum, zusätzlich zur Diskriminierungserfahrung ‚als Frau‘ auch noch von Rassismus betroffen zu sein, sondern vielmehr darum, dass die Verschränkung eine andere und spezifische Form der Unterdrückung hervorbringt. So ist beispielsweise für weiße westliche Frauen die Losung ‚Das Private ist Politisch‘ eine zentrale Figur zur Kritik der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in theoretischen und politischen Konzepten gewesen. Sie hatte insbesondere für die Solidarisierung zwischen weißen Frauen eine hohe Bedeutung, denn sie hat zur Entlarvung und Enttabuisierung sexualisierter Gewalt beigetragen und diese vom Charakter des Einzelschicksals befreit und ihre strukturelle Verwobenheit mit patriarchalen Verhältnissen betont. Die daraus erwachsende Solidarität wurde jedoch gerade von Black Feminists nicht geteilt, denn für sie ist der private Raum ein Schutzraum vor Rassismus. Insofern ist er eher ein Ort des empowerments innerhalb der Black Community. Eine Solidarisierung mit weißen Frauen gegen die eigene Community wird hier abgelehnt (vgl. Ludvig 2003; hooks 1996; Hill Collins 1996).

Trotzdem wird teilweise in deutschsprachigen weißen feministischen Theoriediskursen immer noch versucht, gender zur Hauptdifferenz zu erklären. So schreibt Becker-Schmidt im Jahre 2000 in ihrem gemeinsam mit Gudrun-Axeli Knapp herausgegebenen Band „Feministische Theorien zur Einführung“, dass bei allen Differenzen zwischen Frauen trotzdem gender die master Kategorie bleibe (vgl. Becker-Schmidt 2000). Im deutschsprachigen Diskurs ist dies nach wie vor eine nicht selten anzutreffende Vorstellung insbesondere weißer Frauen (vgl. kritisch dazu FeMigra 1995; Gutiérrez Rodríguez 1996, 1999; Schultz 1990; Gümen 1996, 1998; Fuchs/Habinger 1996; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003). Auf die Frage nach der Bedeutung der Herkunft für die eigene Situierung und wissenschaftliche Perspektive sowie auf die Frage nach der Verbindung von Feminismus mit Rassismus wird eher zögerlich geantwortet. Zudem wird Rassismus als ein dem Feminismus äußerliches Phänomen eingeordnet. Wie wenig jedoch das Verhältnis von Feminismus und rassistischem Ausschluss im deutschsprachigen Diskurs präsent ist, hat Sedef Gümen in ihrer Dekonstruktion des Einleitungsartikels für den Tagungsband „Differenz und Gleichheit – Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht“ (Gerhard u.a. 1990) eindrucksvoll aufgezeigt (vgl. Gümen 1998). Trotz einer vordergründigen Rhetorik, sich mit Fragen wie Interkulturalität und Rassismus auseinander setzen zu wollen, wird in dem Aufsatz deutlich gemacht, dass eine solche thematische Ausrichtung eher ein Sonderthema des Feminismus sei. Die Rede ist von der „hiesigen Frauenbewegung“ die zwar „Ausländerinnenprobleme kennt“, der es aber „sehr viel grundsätzlicher um eine Analyse und Erörterung der strukturellen Gründe der gesellschaftlichen und rechtlichen Diskriminierung

der Frau“ gegangen sei (Gerhard u.a. 1990: 10). Migrantinnen werden hier als homogene externe Gruppe behandelt, die dem ‚hiesigen‘ Feminismus nicht genuin zugehörig sind. Feminismus wird damit genauso wie ‚die Migrantin‘ homogenisiert, und Migrantinnen werden zugleich als Subjekte des Feminismus ausgeschlossen und als die Anderen konstruiert. Damit bleiben sie de facto ausgeschlossen aus der feministischen Community (vgl. Gümen 1998). Solche Ausschlüsse haben gravierende Folgen auch für wissenschaftliche Diskurse. Denn sie führen dazu, dass marginalisierte Positionen keine Macht zur wissenschaftlichen Repräsentation erlangen konnten und können.

„Wie also über die Anderen gesprochen wird und warum, folgt nicht nur dem simplen Begehren nach Erkenntnis und Wissen. Vielmehr wird durch dieses Sprechen erst der Andere geschaffen, der historisch und gesellschaftlich im Laufe des Kolonialismus, der Sklaverei, des Antiziganismus, des Antisemitismus und der heutigen rassistischen Politiken sowie Asyl- und Migrationspolitiken mit den faktischen Gewalteffekten dieser Diskurse, Praktiken und Politiken zu kämpfen und zu leben hat“ (Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003: 9).

Feministische postkoloniale Positionen haben deshalb immer auch die Verschränkung von Wissen und Macht in der Produktion von (politischen und theoretischen) Diskursen und deren Effekte auf Subjekte im Blick: Von welchem Standpunkt aus kann welche Politik gemacht werden? Was erscheint wem warum als Hauptkategorie entlang derer Diskriminierungserfahrungen gemacht werden? Diese Frage wird je nach individueller Erfahrung und sozialer Situierung anders beantwortet. Jedoch reicht es nicht aus, hier mit dem Begriff der Erfahrung zu arbeiten, denn auch die Nicht-Betroffenheit von Rassismus ist eine Form der Erfahrung – allerdings eine, die zumeist unmarkiert ist und deshalb unsichtbar bleibt. Nicht von Rassismus, Exotisierung und Ethnisierung betroffen zu sein, bleibt auch in der Theoriebildung ein unmarkierter Standpunkt, der zugleich als ein universeller artikuliert wird. So wie Männer im Mainstream das unmarkierte Geschlecht zu sein scheinen, scheint der hegemoniale Feminismus keine Hautfarbe zu haben.

„Gleichgültig, ob wir als weiße Feministinnen über Rassismus nachgedacht haben oder nicht, erscheint uns die Frage ‚Wie prägen Geschlechterprivilegien oder geschlechtliche Dominanz das Leben der Männer?‘ unmittelbar einleuchtend. Damit möchte ich unterstreichen, daß jedes beliebige System von Herrschaft ebenso das Leben jener prägt, die davon profitieren, wie das Leben jener, die dadurch unterdrückt werden, wenn dies auch offensichtlich in unterschiedlicher bzw. gegensätzlicher Art und Weise geschieht“ (Frankenberg 1996: 55).

Hierbei geht es jedoch eben nicht nur um die Abwesenheit einer spezifischen Erfahrung, sondern auch um das kontinuierliche Unsichtbarmachen einer rassistischen Struktur. Die Zugehörigkeit zur Dominanzgesellschaft ist dabei nicht nur lokal begrenzt, sondern hat darüber hinaus auch globale Bedeutung (vgl. Thürmer-Rohr 1995).

Mit Bezug auf Spivak wird in postkolonialen Theorien betont, dass die Sicht auf die Welt im Kontext des Kolonialismus analysiert werden muss. Die mit dieser Sicht einhergehende Aneignung der Welt (worlding) ist durch hegemoniale Diskurse (auch Sprache und Schrift) geprägt. Das bedeutet, dass Sichtweisen und Deutungsmuster der Welt nicht jenseits der kolonialen Vergangenheit angesiedelt werden können, sondern dass vielmehr anerkannt werden muss, dass durch den Kolonialismus und die Produktion des ‚Westens und dem Rest‘ spezifische machtvolle Wissenssysteme hervorgebracht wurden (vgl. Spivak 1990; Castro Varela/Dhawan 2005).

„‚Worlding‘ betont die Dynamik einer ethnozentristischen Logik, auf deren Basis ein Wissen über Welt erzeugt und konstruiert wird, das sich in der Binarität ‚Zivilisation‘ : ‚Barbarei‘ bewegt“ (Gutiérrez Rodríguez 1999: 41).

Ziel einer postkolonialen Theorieposition ist es einerseits eurozentristischen (bzw. us-amerikanischen, imperialistischen) und weißen wissenschaftlichen und politischen Blicken differente Subjektivitäten und komplexe Heterogenitäten von Gesellschaften entgegenzustellen. Andererseits geht es um die Rekonstruktion des So-Gewordensein von Wahrheitssystemen:

„Um die Produktivität der kolonialen Macht zu verstehen, ist es entscheidend, ihr Wahrheitssystem zu (re)konstruieren, nicht, dessen Repräsentationen einer normalisierenden Beurteilung zu unterziehen“ (Bhabha 2000: 98f).

Dieses zu rekonstruierende Wahrheitssystem ist geprägt von Ausschluss und Homogenisierung. Durch die Analyse des ‚So-Geworden-Seins‘ wird versucht, die machtvollen Prozesse zu durchbrechen.

Queer Theory

Eine weitere selbstreflexive Kritik am Feminismus wird durch die Queer Theory vorgelegt. Sie ist ähnlich wie auch postkoloniale Theorien theoretisch vom Poststrukturalismus beeinflusst. Hinzu kommt die Verwurzelung in den Lesbian and Gay Studies in den USA der 1980er Jahre. Beide Stränge werden in der Queer Theory miteinander verbunden.

Politischer und theoretischer Anfang einer Bewegung, die als Queer bezeichnet wird, liegt in den USA der 1990er Jahre. Drei zentrale Gründe für diese Neu- und Reformulierung insbesondere homosexueller Politiken sind die Institutionalisierung und Kommerzialisierung homosexueller und feministischer Bewegungen, das Erstarken der Neuen Rechten und die Auswirkungen der Aids Epidemie (vgl. Woltersdorff 2003). Mit der Institutionalisierung und Kommerzialisierung (Stichwörter: pink economy, Entpolitisierung des CSD u.ä. vgl. writing worstfear queens 2005) ging auch eine verstärkte Form der homo genisierenden Identitätspolitik einher, durch die zum einen versucht wurde, Schwule und Lesben als ethnische Identität zu konstruieren, die eigene Ansprüche auf Bürgerrechte artikulierten und durch die zum anderen versucht wurde, diese konstruierte Identität normativ aufzuladen. Als ‚sex wars‘ werden die Auseinandersetzungen innerhalb der lesbisch feministischen Szene bezeichnet, die sich um Themen wie Bisexualität, Promiskuität, SM und Pornografie drehten (vgl. Lauretis 1991, xv). Diese Entwicklungen führten dazu, dass sich immer mehr Menschen nicht mehr innerhalb der Lesbian and Gay Community repräsentiert fühlten. Hinzu kamen das politische Erstarken der Neuen Rechten mit der Ablehnung von Homosexualität und Abtreibung und die Auswirkungen einer Gesundheitspolitik, die Aids-Erkrankte nicht ‚versorgte‘ und zudem ein Bild schürte, nach dem die Betroffenen an ihrer Situation durch ihren ‚unmoralischen‘ Lebenswandel selbst schuld seien.

Queere Politik versuchte nun einerseits die randständigen und dissidenten Positionen innerhalb der Lesbian and Gay Community sichtbar zu machen, sich gegen die kommerzielle Verwertbarkeit der eigenen Lebensstile zu wehren und die offizielle schwul-lesbische Identitätspolitik aufzudecken und gleichzeitig anzugreifen. Andererseits setzen sie das Projekt der Lesbian and Gay Community weiter fort, mit dem versucht wird, Heterosexualität als Normalitätsregime zu kritisieren (vgl. dazu als grundlegenden Text Rich 1991). Diese doppelte Geste der queeren Strategie zeichnet sich also durch kritische Selbstreflexivität und produktive Weiterführung zugleich aus. Mit Queer war es nun möglich, neue und andere Bündnisse einzugehen und zugleich die eigene Differenz zu betonen. Zugleich wurden verstärkt Bewegungen in den Blick genommen, die sich gegen die Grenzen der Lebbarkeit zur Wehr setzen. Vor

allem die transgender-Bewegung, Transsexuelle und Intersex Bewegungen wiesen darauf hin, dass auch lesbisch schwule Politik Zweigeschlechtlichkeit reproduziere. In diesen Bewegungen wurde nicht nur die normative Heterosexualität angegriffen sondern darüber hinaus die Gewaltförmigkeit der Zweigeschlechtlichkeit deutlich gemacht (vgl. Genschel 1998; polymorph 2002).

Queer war lange Zeit eine abwertende Bezeichnung für Lesben und Schwule. Übersetzt bedeutet der Begriff ‚seltsam, sonderbar, schwul, Falschgeld‘. Mit der Selbstbezeichnung queer wurde dieser Begriff zurückerobert und zu einer Strategie der Verstörung und Irritation derjenigen, die diese zuvor abwertende Bezeichnungen einsetzten. Die Selbstbezeichnung entzieht den Diffamierenden die Macht über die Repräsentation von Schwulen und Lesben. Wie auch die Rückeroberung der Kategorien ‚Black‘ oder ‚Schwarz‘ bleibt dabei die erfahrene Verletzung sichtbar. Darüber hinaus war und ist die neue Bezeichnungspraxis eine Abgrenzung von Begriffen wie Homosexualität und Gay. ‚Homosexualität‘ ist stark in sexualwissenschaftlichen Diskursen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verwurzelt und zitiert ein medizinisch biologistisches Bild von der oder dem Homosexuellen, das in den 1960er Jahren, als Gay (schwul/lesbisch) sich zunehmend durchsetzte, politisch verworfen wurde (vgl. Jagose 95ff.). Zwar war die Annahme, es gebe eine biologisch begründete Homosexualität, ursprünglich zu Anfang des 20. Jahrhunderts auch als politischer Versuch unternommen worden, Homosexualität theoretisch als etwas zu fassen, wofür niemand etwas ‚kann‘. Jedoch wurde sich in den späten 1960ern immer mehr diesem Begriff verabschiedet. Diese Ablehnung beruht darauf, dass mit der Verwendung einer Bezeichnung auch ein ganz bestimmter Bedeutungshorizont zitiert wird und dieser zunehmend verschoben wurde:

„[D]er Weg von ‚homosexuell‘ über ‚schwul‘ oder ‚lesbisch‘ zu ‚queer‘ (stellt) genau die Begriffe und Identifikationskategorien dar, mit denen gleichgeschlechtliches Begehren in der Regel gefaßt wurde“ (Jagose 2001: 97).

Jedoch meint er eben nicht das immer gleiche. In der Verschiebung der Bezeichnungen vollzieht sich auch eine Verschiebung dessen, was bezeichnet wird.

Queer Theory bildete sich zum einen aus diesen o.g. politischen Kämpfen und aus einer kritischen (Selbst-)Reflexion feministischer Theorien mit Methoden poststrukturalistischer Theorieansätze. Die feministischen Theorien hatten die Thematisierung von Begehrensformen und sexuellen Existenzweisen vernachlässigt – die Anerkennung der Differenzen innerhalb der Gruppe der Frauen wurde eingefordert. Teresa de Lauretis formulierte 1991 als erste queer als Begriff für einen kritischen theoretischen „Zugang zum Feld nicht-normgerechter Sexualitäten“ (Woltersdorff 2003: 916; vgl. de Lauretis 1991).

Zentrale Elemente der Queer Theory sind die Betonung der Differenzen zwischen Frauen und die Problematisierung normativer Heterosexualität. Judith Butler, die prominenteste Vertreterin queerer Theoriebildung, setzt sich 1991 in ihrem Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ (Butler 1991) mit der Frage nach dem So-Gewordensein von gender auseinander. Ähnlich wie in postkolonialen Theorien die Hervorbringung einer sozialen Gruppe durch die Bezeichnung ‚Schwarz‘ betont wird, fasst Butler ‚gender‘ als Kategorie, die sie im Kontext diskursiver Prozesse untersucht. So geht Butler davon aus, dass diskursive Prozesse Geschlecht überhaupt erst als relevante Unterscheidungskategorie hervorbringen und dadurch ‚Geschlecht‘ erzeugen statt nur zu beschreiben. An dieser Produktion von Geschlecht sind auch – so ihre Kritik –

feministische Theorien beteiligt, in dem sie Männer und Frauen zu Gegenständen ihrer Analysen machen. Dadurch wird das System der Zweigeschlechtlichkeit permanent erzeugt und hervorgebracht und dadurch gleichzeitig festgeschrieben und materialisiert. Zweigeschlechtlichkeit wird als gewaltförmiger Prozess beschrieben, der ‚Andere‘ als konstitutives Außen zur Herstellung von eigener innerer Einheit produziert: Homosexualität wird zum Anderen der Heterosexualität, zur Abgrenzungsfolie und zur Vergewisserung der eigenen Normalität und Natürlichkeit. Heterosexualität und Homosexualität sind gleichursprünglich, sie sind voneinander abhängig und somit füreinander konstitutiv. So kann das eine nicht ohne das andere existieren. Auch der Begriff Bisexualität bleibt in der Hetero- und Homosexualitätslogik verhaftet, denn er verweist auf die beiden Enden der Dualität.

Butler nimmt ähnlich wie schon der doing gender Ansatz die Begriffe ‚sex‘ und ‚gender‘ in den Blick. Zwischen diesen Ansätzen existieren einige Anknüpfungspunkte, jedoch bestehen sie vor dem Hintergrund sehr unterschiedlicher philosophischer Konzepte und sind aufgrund der verschiedenen Erkenntnisinteressen nur bedingt miteinander zu vergleichen (vgl. dazu ausführlicher Wartenpfehl 1996). Butler geht mit einer poststrukturalistischen und dekonstruktiven Perspektive der Frage nach, ob sex ebenso wie gender durch und durch sozial ist. Dafür analysiert sie Prozesse der Naturalisierung von ‚sex‘ und ‚gender‘, um zu zeigen, dass eine diskursiv erzeugte Geschlechterdifferenz als natürlich wahrgenommen wird. Diese beruht auf der Unterscheidung von sex und gender, in der sex als vordiskursiv konzeptualisiert ist:

„Demnach gehört die Geschlechtsidentität (gender) nicht zur Kultur wie das Geschlecht (sex) zur Natur. Die Geschlechtsidentität umfaßt auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ‚geschlechtliche Natur‘ oder ein ‚natürliches Geschlecht‘ als ‚vordiskursiv‘, d.h. als der Kultur vorverlagert oder als politisch neutrale Oberfläche, auf der sich die Kultur einschreibt, hergestell und etabliert wird“ (Butler 1991: 24).

Die Möglichkeit der Klassifikation von Menschen als ‚Frauen‘ oder ‚Männer‘ liegt jedoch nicht in der Konsequenz einer essentiellen ‚Andersartigkeit‘ von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘, sondern in der diskursiven Herstellung des Geschlechterdualismus und den daran geknüpften heterosexuellen ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Identitäten, die auch durch feministische Theorie vorausgesetzt und reproduziert werden. Die Annahme eines natürlich gegebenen ‚sex‘ ist nach Butler also vielmehr ein Effekt von ‚gender‘ und die Voraussetzung für die Heterosexuelle Matrix, die dem dualen System der Zweigeschlechtlichkeit zugrunde liegt.

Herausforderungen an feministische Theorien

Feministische Theorien beschäftigen sich mit Geschlechterverhältnissen als Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Es ist deutlich geworden, wie verschieden dabei die Perspektiven und damit zusammenhängend auch die Erkenntnisse sind, die feministische Forschungen produzieren. Neben Makroanalysen, die sich der Verschränkung von Kapitalismus und Patriarchat und der daraus resultierenden Unterdrückung von Frauen und der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft widmen, stehen Untersuchungen alltäglicher Interaktionen, in denen gezeigt wird, dass Geschlecht nichts ist, was wir ‚haben‘, sondern dass Mann-Sein oder Frau-Sein tagtäglich erst hergestellt wird und ein Ergebnis oder Effekt von Handeln ist. Daneben stehen wiederum Ansätze, die der Kategorie Geschlecht ihre ‚Hauptrolle‘ absprechen, auf die Verschränkung von gender und race hinweisen und die Rede von ‚den Frauen‘ in Frage stellen. Die Differenzen zwischen Frauen gelangen durch Queere und Postkoloniale Theorie in den

Blick. Durch die Analyse der engen Verbindung zwischen Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität sowie von Weiß-Sein und feministischer Theoriebildung wird deutlich, dass Feminismen oft implizit eine heteronormative Perspektive einnehmen und sogar rassistische Elemente beinhalten können. Nach diesen Auseinandersetzungen ist das Kollektivsubjekt ‚Frau‘, das vor allem in ökofeministischen Feminismen vorausgesetzt wird, nicht mehr haltbar. Aus marxistisch-sozialistischer Perspektive wiederum wird der Queer Theory vorgeworfen, dass durch die Betonung der Differenzen zwischen Frauen die strukturellen gesellschaftlichen Verhältnisse im Kontext des Kapitalismus vernachlässigt werden oder sie durch die Nichtthematizierung sogar unsichtbar gemacht werden. Dieser ‚blinde Fleck‘ wurde bisher nicht systematisch aufgearbeitet und bleibt ein Manko dieser Theorierichtung.

Unser Überblick hat gezeigt, dass feministische Theorien nicht nur vielfältig sind, sondern sich sogar gegenseitig grundlegend kritisieren und sich widersprechen. Dies hat zu heftigen Kontroversen innerhalb feministischer Wissenschaften und ebenso feministischer Politik geführt, die bis heute nicht gelöst sind. Theoretisch wie politisch stehen alle feministischen Theorien aktuell vor der Herausforderung, die multiplen Diskriminierungsmechanismen der kapitalistischen und globalisierten Gegenwartsgesellschaft zu fassen. Gender, race, Sexualität und Klasse sind die Eckpfeiler, die das Spannungsfeld feministischer Theorien abstecken. Wir gehen davon aus, dass die Widersprüche zwischen den Theorien nicht gänzlich aufgelöst werden können, sondern, dass das komplexe Projekt kritischer Theorien die Anerkennung der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Gewaltverhältnisse voraussetzt. Rassismus, Heterosexismus, (Post)Kolonialismus und Globalisierung, Umweltzerstörung, Zweigeschlechtlichkeit und neoliberalen Kapitalismus lesen wir als Teilausschnitte auf Wirklichkeit, denen nicht mit einem einzigen theoretischen oder politischen Projekt begegnet werden kann. Die auf den ersten Blick entsolidarisierende Zurückweisung der Kategorie ‚Frau‘ kann auch die Bildung neuer Bündnisse ermöglichen:

„Im Rahmen des feministischen Kampfes und seiner vielstimmigen Projekte kann nicht ein für alle Mal definiert werden, was es heißt, weiblich sexualisiert und farbig rassistiert zu werden, und dies bedeutet auch die Zurückweisung des monolithischen Subjekts (...) Sich nicht zusammenschließen, bedeutet paradoxerweise neue Bündnisse: all jene, die aus den inneren Differenzen hervorgehen und die veränderlichen Grenzlinien notwendigerweise überqueren (...)“ (Minh-Ha 1996: 160).

Literatur

- A.G. Gender-Killer (2005) (Hg): Antisemitismus und Geschlecht: von „effimierten Juden“, „maskulinisierten Jüdinnen“ und anderen Geschlechterbildern. Münster
- Beauvoir, Simone de (1951): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg
- Becker-Schmidt (1990): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang: Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main, S. 383-394
- Becker-Schmidt, Regina (2000): Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg, S.14-62
- Becker-Schmidt, Regina (2004): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 62-71
- Beer, Ursula (1991): Zur Politischen Ökonomie der Frauenarbeit (Bochum 4.2.1989). In: Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute. Berlin, S. 254-263
- Bhaba, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1993): Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der ‚Postmoderne‘. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a.M., S.31-58
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld
- Crenshaw, Kimberlé (2003): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. In: Alcoff, Linda/Mendieta, Eduardo (Hg): Identities: race, class, gender and nationality. Malden Mass u.a., S.175-200
- FeMigra (Feministische Migrantinnen, Frankfurt) (1995): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik. Berlin/Amsterdam, S.49-63
- Frankenberg, Ruth (1996): Weiße Frauen, Feminismus und die Herausforderung des Antirassismus. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg): Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien, 51-66
- Frey, Regina (2003): Gender im Mainstreaming. Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Vergleich. Königstein/Taunus
- Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg) (1996): Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Cambridge.
- Genschel, Corinna (1998): Die Formierung der Transgender-Bewegung in den USA. Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten. In: Ferdinand, Ursula/Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hg): Ferdinand, Ursula/Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hg): Verqueere

Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart. Münster, S.309-320

Gerhard, Ute/Jansen, Mechthild/Maihofer, Andrea/Schmid, Pia/Schulz, Irmgard (Hg) (1990): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt a.M.

Gildemeister, Regine (2004): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 132-140

Gildemeister, Regine/Wetterer Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg/Breisgau, S. 201-254

Goffman, Erving (1983): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.

Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie ‚Ethnizität‘. In: Das Argument, Heft 224, S.187-202

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute L./Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg): Kategorie: Geschlecht. Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen, S.163-190

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter der Globalisierung: Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg): a.a.o., S.17-37

Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien, Heft 2/11, S. 68-78

Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften II. Hamburg

Haug, Frigga (2004): Sozialistischer Feminismus: Eine Verbindung im Streit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden, S. 49-55

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart, S. 363-393

Hill Collins, Patricia (1996): Ist das Persönliche politisch genug? Afrikanisch-amerikanische Frauen und feministische Praxis. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg): Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen. Wien, 67-91

Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswandel. Frankfurt a.M

Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a.M./New York.

hooks, bell (1996): Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht. Berlin

Jagose, Annemarie (2001): Queer theory – Eine Einführung. Berlin

- Kessler, Suzanne J./MacKenna, Wendy (1978): *Gender. An Ethnomethodological Approach*. New York.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster, 14-48
- Küster, Sybille (1998): Wessen Postmoderne? Facetten postkolonialer Kritik. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg) (1998): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt a.M., 178-215
- Lauretis, Teresa de (1991): *Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction*. In: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* 3 (2), iii-xviii
- Ludvig, Alice (2003): Kritische Interventionen des Black Feminism in Theorie und Praxis. In: Niekant, Renate/Schuchmann, Uta (Hg): *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftspraxis und politischer Praxis*. Opladen, S.51-68
- Meulenbelt, Anja (1978): *Die Scham ist vorbei*. München.
- Mies, Maria (1984): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Jg. 7, Heft II, 7-25
- Mies, Maria (1988): Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg): *Frauen – die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit*. Reinbek, S. 164-193.
- Minh-Ha. Trinh T. (1996): Über zulässige Grenzen: Die Politik der Identität und der Differenz. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg): *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*. Wien, S.148-160
- Mohanty, Chandra Talpade (1988): Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Jg 11, 149-162
- Oakley, Anne (1978): *Soziologie der Hausarbeit*. Frankfurt/M.
- Pinl, Claudia (1995): Vom kleinen zum großen Unterschied. „Geschlechterdifferenz“ und konservative Wende im Feminismus. Frankfurt am Main.
- polymorph (Hg) (2002): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Berlin
- Prokop, Ulrike (1976): *Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche*. Frankfurt/M.
- Rich, Adrienne (1991): Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: Schultz, Dagmar (Hg): *Audre Lord, Adrienne Rich: Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte*. Berlin, 138-168
- Rommelspacher, Birgit (1996): Antisemitismus und Frauenbewegung in Deutschland. In: Fuchs, Brigitte/Habinger, Gabriele (Hg): *Rassismen und Feminismen. Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen*. Wien, S.112-124
- Scheu, Ursula (1977): *Wir werden nicht als Mädchen geboren – wir werden dazu gemacht*. Frankfurt am Main.
- Schultz, Dagmar (1990): Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit ‚den Anderen‘ in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Heft 27, S.45-58

- Spivak, Gayatri Chakravorty (1990): *The Post-Colonial Critic. Interviews, Strategies, Dialogues* (Edited by Sarah Harasym). New York/London
- Stäheli, Urs (2000): *Poststrukturalistische Soziologien*. Bielefeld
- Steyerl, Hito (2002): *Reise und Rasse. Tourismus als Motor globaler Klassenbildung*. In: Backes, Martina/Goethe, Tina/Günther, Stefan/Magg, Rosaly (Hg): *Im Handgepäck Rassismus. Beiträge zu Tourismus und Kultur*. Freiburg (Breisgau), S.29-42
- Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg) (2003): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster
- Thürmer-Rohr, Christina (1995): *Denken der Differenz. Feminismus und Postmoderne*. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, Jg. 18, Heft 39, S. 87-97
- Thürmer-Rohr, Christina (2004): *Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung*. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Ruth (Hg): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden, S. 85-90
- Treibel, Annette (1994): *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart, 2., durchgesehene Auflage*. Opladen.
- Wartenpfehl, Birgit (1996): *Destruktion - Konstruktion - Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theorieentwicklung*. In: Fischer, Ute L./Kampshoff, Marita/Keil, Susanne/Schmitt, Mathilde (Hg): *Kategorie: Geschlecht. Empirische Analysen und feministische Theorien*. Opladen, S. 191-209
- Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika (1983): *Frauen die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit*. Reinbek.
- Woltersdorff, Volker (2003): *Queer Theory und Queer Politics*. In: *UTOPIE kreativ*, Heft 156, S. 914-923
- writing worstfear queens (2005): *Was hat dich bloß so ruiniert? Vom Aufstieg und Fall der Christopher Street Days*. In: *femina politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft*. 14. Jg., Heft 1, S.93-98